

Vom Stamme der Riesen

Roman aus der Gegenwart von Philipp Weges.

Zweiter Teil.

(6. Fortsetzung.)
Richard Bertins, ein bildschöner, typisch englischer Offizier, seinem Range nach Kapitän und seinem Wesen nach ein lebenswürdiger Weltmann. Labenburg schätzte ihn durch sein Erscheinen nun allerdings nicht im geringsten unangenehm, sondern, sondern von seiner Erscheinung sogar angezogen. Die beiden jungen Männer hatten sich häufig miteinander unterhalten und manche inneren Beziehungen der Weltanschauung zueinander entlockt, bis auf gewisse Uebereinstimmung, die aus Sittengeheimnissen und der Erziehung Richard Bertins zurückzuführen waren. Es ist wahr, der englische Offizier machte seiner schönen Gattin den Hof, aber in der respektvollsten Weise, auch nahm Stella die Zudigungen, die ihr nicht nur von dieser Seite dargebracht wurden, kühl und freundlich entgegen, ohne irgend jemand aus der Gesellschaft besonders auszuzeichnen. Labenburg war ganz ruhig geblieben, er freute sich beinahe all dieser Zudigungen, die der Schönheit Stellas ergoht wurden, in der inneren seligen Gewißheit, daß diese Art, der selbst, wie es ihm schien, die paradisißliche Natur ringsum überstrahlte, ihm allein entgegenblühte.

Nur noch drei Tage waren übrig geblieben, dann sollte das nächste erwartete Schiff beide entführen und durch den Suezkanal zurück nach Europa bringen. Ein Zufall hatte es gewollt, daß die Reise nach Randby jetzt allein von Labenburg und Stella unternommen wurde. Der Kapitän, der eigentlich zum Führer ausersehen war, mußte plötzlich auf einige Tage in seine Garnison zurückkehren, die Konsuln waren durch hohen Besuch verhindert, und andre Reisebegleiter hatte Stella mit Rücksicht aufgeschlossen. Nun schenkte die beiden allein gegenüber und fühlten sich den Zaubern des so lange erstens Wortes nicht auf der Lippen moen. Heiter stob die Rede dahin, man bewunderte die wechselnden Landschaften, machte einander auf die interessanten Volkstypen aufmerksam. Stella erzählte von Hamburg und von ihrer Lebensführung dabei, der Offizier gab von den Seemanen, die seit Generationen in der Altmark gefahren hatten, Erinnerungen zum besten. Auf die sorten Ausbrüche der Leidenschaft, die zwischen ihnen flammend hatten, kam weder der Mann noch das Mädchen zu sich, nicht einmal ihre Hände fanden sich, die Wohlthätigkeit und die Starke über ihnen hinweg. Die entzückten Naturen beide, in der Tiefe ihrer Seele schwer zu bewegen, brachten sie die erste und befreiende Stimmung, ehe das Gesang zum Bruch zu kommen vermochte.

Endlich war Randby erreicht. Auf dem Bahnhöfe warteten schon die telegraphisch benachrichtigten Bedienten des Hofes. Aus einem Abteil zweiter Klasse stiegen der Herr Jörsch, der seinem Herrn auf Reisen unentbehrlich war, und die schlanke Miß Ellen. Mit den Hoteleigenen zusammen nahmen sie sich des Gepäcks an, während ihre Herrschaften einen Wagen bestiegen und vorwärts in das Hotel fuhren. Hier nahmen sie in heiterer Stimmung und voll von einer inneren Zärtlichkeit, die immer ungestüme ans Licht drängte, das Frühstück ein. Das nächste Ziel war der Besuch des „Zohntempels“, dieses hochberühmten Heiligtums der buddhistischen Welt. Hier wird eine der größten Reliquien aufbewahrt: ein Zahn aus dem Munde des Erlauchten. Zwar wurde dieser Zahn schon im Mittelalter von den Portugiesen weggenommen, und der König von Benu bot vergeblich einen Preis von zwanjig Millionen Franken, um das Heiligthum den Portugiesen zu erlangen. Aber der Erzbischof von Goa weigerte den Preis zurück und ließ den Zahn feierlich und öffentlich verbrennen. So erzählt die buddhistische Chronik, aber sie fügt hinzu, daß den Portugiesen ein solcher Zahn in die Hände gefallen und daß der echte im Besitze der Priesterstadt verblieben sei. Nach heute also befindet sich der echte, heilige Zahn im Tempel zu Randby, er ruht auf einer goldnen, reich mit Edelsteinen intruflirten Lotschirme, die wiederum von vielen goldenen Schmuckstücken umgeben ist. Eine glänzende Priesterschaar steht dem Heiligthum vor, und aus weit entfernten Gegenden strömen seit Jahrhunderten fromme Menschen nach Randby, um des Segens der Erlauchten an dieser gewissen Stätte teilhaftig zu werden.

Vor der Umfassungsmauer der Dolaba Mahagava ruhm die Europäer ein junger, an leuchtendem Gold gekleideter Mönch in Empfang, der Englisch sprach und sie sogleich durch Himmel und Hölle des verborgenen Tempels führte. Die Buddhalisten schenken gerühm von hohen Siedeln herab, große Kränze vermindlichen Höllestrafen für auf Er-

den begangene Untaten, tollbare alte Geschichten wurden erzählt und schön geschriebene heilige Sprüche überreicht. Der Offizier sparte nicht mit den Kränzen, die für alle Dienste teils erwarbt, teils verlangt wurden. Wie in allen Tempeln des Buddhismus saßen auf jedem freien Stuhl fromme Bettler, die für dargebotene Gaben nicht dankten, sondern vielmehr zum Gebet Dank zu erwarten schienen, da sie ihm zu einer guten Handlung Gelegenheit geboten hatten.

Als der Offizier mit seiner Begleiterin den Tempel verließ, bemerkte er etwas abseits auf einem Rasenfeld einen in tiefer Beschaulichkeit in der Stellung Buddhas dahinsitzenden alten Mann, dessen Gesichtshüge wohl durchgehigt erschienen. Der Anblick dieses schönen Greises, der dennoch ein Bettler sein mußte, denn seine Schale hand neben ihm war so überaus schön, daß Labenburg stehenblieb. Der Alte erwachte aus seiner Verlorenheit, erhob den Kopf und sah die beiden Europäer aus großen braunen Augen forschend an. Sein Anblick war leicht gebückt und vom Alter durchfurcht, aber der Schnitt seiner Züge war rein und edel, er war unangenehmst ein Arier von reinem Wasser, vielleicht der Angehörige einer hohen Klasse. „Kannst du die englische Sprache verstehen?“ fragte Labenburg.

Der Alte lächelte und antwortete in einem so reinen Englisch, daß es dasjenige des Fragers beschämte. „Du hörst, Sahib, daß ich des Englischen mächtig bin. Wie sollte ich auch nicht, habe ich es doch in meiner Jugend auf den Schulen Londons erlernt. Du aber scheinst mir kein Arier zu sein; Leute deiner Art pflegen aus dem Lande der Germanen zu kommen.“

„Ich bin ein Deutscher, du hast recht. Aber du, der du europäische Bildung genossen zu haben scheint, warum pfliegst man dich nicht in deinem Alter und warum sühst du hier im nächtigen Sande?“

Das Gesicht des Alten verklärte sich. „Meine Zeit ist um. Schon lange habe ich alle irdische Güter und alles Begehren des Herzens mit mir genommen und bin so arm geworden, wie der Erlauchte es gewesen ist, dessen geringen Jüngler ich mich nenne. Und nun sühst du hier vor seinem Angefichte und wartest auf die große Ruhe, die unser aller Ziel ist.“

„Unbegreiflich!“, sagte Labenburg in deutscher Sprache, gegen Stella gerichtet. „Hier ist eines der größten Wunder des Buddhismus. Vielleicht stehen wir mitten in einem orientalischen Märchen. Der Greis, der als Bettler auf der Erde vor uns sühst, kann ein Fürst, ein Minister, ein Millionär gewesen sein. Im Alter überkommt diese seltsamen Menschen gemeinlich die große, unüberwindliche Sehnsucht nach der inneren Ruhe, nach der Erlösung von den Wirren des Daseins. Und eines Nachts, wenn alles schläft, erheben sie sich, lassen ihre Fürstenthrone oder ihren Ministerstab, Reichthum und Familie zurück und gehen schweigend hinaus in die Einöde und in das Alter, mit nichts beladend als einem Gemüthe, in den Händen die Schale des Bettlers. So beschließen sie einfach und unermant als Heilige ihr Leben.“

Der Greis hatte aufmerksam zugehört. Jetzt nickte er langsam mit dem Kopf und sprach zur Ueberraschung der Europäer: „Ich habe dich wohl verstanden, denn auch deine Sprache erlernte ich einst, und viele eurer großen haben mir in den Tagen meines Glanzes die Hand gereicht. Wie du es gesagt hast, weißer Sahib, so ist es gewesen. Auch ich bin eines Nachts aus meinem Palaste geflohen und meine Spur vermisste der Sand. Zehn Jahre wandre ich nun schon von Tempel zu Tempel, mein Wunsch verwehrt mich, kein Verlangen ruft mich im Widertreite der Welt in meiner Seele wach, keine Liebe zu Frauen und Kindern lenkt mich vom Wege, und in mir wird es immer heller und freudiger, je näher ich an das Tor jener nächsten Welt gelange, die mir vielleicht schon die Ruhe, vielleicht noch einmal die Ruhe zu neuem irdischen Leid bringt.“

Labenburg schenkte einen Augenblick ergriffen. Stella nahm seinen Arm und lebte sich an ihn. „Greis!“, sagte der Offizier, „vielleicht ist Wahrheit in deinen Worten, vielleicht aber auch nicht.“

„Ich habe dir meine Gedanken nicht entbüllt,“ erwiderte der Alte, „um dich etwas glauben zu machen, was driner Seele vielleicht fern liegt. Wenn du dich aber umschauest in der weltlichen Gotteswelt, dann wirst es sich die von selber aufdrängen, daß unser Herr Buddha, der Erlauchte, das Wahre gelehrt hat. Ist nicht alles ein ewigen Kreislauf unterworfen? Kann wohl ein Staubkorn im All verloren gehen? Wohin sollte es sich verlieren? Kehrt nicht alles zurück, was von uns zu gehen scheint? Unermüdet formt die Natur Wesen aus dem gleichen Stoff, und doch ganze All durchdringt, und wenn sie ihr Leben beschloßen haben und zerfallen, formt sie neue Wesen aus der verjüngten Materie. Auch wir, die Geister, die alle diese We-

sen beleben, sind nicht ausgeschlossen von dem allgemeinen Kreislauf, aber unser Weg führt aufwärts. Auch das lehrt dich eure eigene Naturgeschichte, wenn du über ihre Stufen zurückblickst bis an den Anfang, soweit wir mit Menschenaugen sehen können. Wenn du aber, kluger Sahib, ein Denker bist, muß ich dir dann sagen, daß die Natur sich über die kleine Erde in Höhen und Tiefen noch fortsetzt bis in ferne Unendlichkeiten? Der Schluß gibt sich von selbst. Wir alle, die wir Brüder sind und Schwestern, sofern wir nur Menschen sind, sind schon vorhanden seit Ewigkeiten, und durch viele Gestaltungen sind wir schon hindurchgegangen, und hier weißt, wie viele Wandlungen uns noch bevorstehen, bis die große Ruhe in Gott uns naht. Auch du und du, dich meine ich, Sahib und deine Gemüthe, ihr wartet schon auf andern Sternen oder in anderen Leibern hier auf Erden vorhanden, ehe ihr euch in dem gegenwärtigen Leben begegnet und Mann und Weib werdet.“

Stella war plötzlich wie vom Stur überflogen. Der Offizier warf einen jählichen Seitenblick auf das Mädchen und sagte dann zu dem Greis: „Wir sind nicht verheiratet.“

„Doch“, sprach der Alte. „Ihr seid Mann und Weib, ihr gebt zueinander. Wir ist es, als ob ich das feste Band mit meinen Augen sehen kann, das eure Seelen verknüpft. Und seid ihr jetzt nicht verbunden nach Menschenbrauch, so wartet ihr es doch einmal in einem früheren Leben, und hier unten mag wohl eins auf das andere erwartet haben. Und nun, Fremdlinge, leht wohl, ich bin alt und schwach, und ich fürhe, daß ich schon zu viel gesprochen habe.“

Der Greis schwieg, senkte den schönen Kopf tief auf die Brust und schloß die Augen. In seltsamer Verwirrung entfernten sich die beiden Europäer. Es war, wie wenn plötzlich eine Tür in ihrem Innern sich geöffnet hätte, durch die sie weit hinschaueten in die Tiefe ihrer Wesenheiten. Schwermüde bestiegen sie die heftige Karosse, die sie rasch nach den Gärten von Peradenia entführte. Der Weg führt durch eine Gegend, die einem großen herrlichen Park gleicht. Hans Labenburg und Stella saßen Hand in Hand und schauten in das Paradies, das sie umgab. Innerhalb des berühmten Botanischen Gartens selbst, das wunderbare, den die Erde aufweist, steigerte sich dieses irdische Paradies zu einer Feenlandschaft. Alles, was die Tropen an herrlichen Gewächsen hervorbringen, ist hier in ungeheuren Verhältnissen veramalgamt. Die Palmen verschiedner Art und wunderlicher Form schmelzen zu ganzen Wäldern an, manche Individen haben freies schau wie Minarette zum Himmel, andern gleichen immensen Pfahlen und Nutenen; Banianen haben aus Lufturzeln ganze Säulenhallen um sich her errichtet; wie Wesen aus einer andern Welt muten die Kakteen an. Die Luft ist gefüllt von schweren süßen Düften. Man ahnt ein mächtiges, lebensprühendes und gedankenvolles Ureth, denn die Pflanze war lange, ehe der Mensch erschien, die Geleitet auf der Erde.

Die weiten Gärten waren nur spärlich besetzt. Als ob sie wieder Kinder geworden wären, so wandelten Hans und Stella mit verschlungenen Händen durch dieses Eden. Zuerst im Sonnenbrand dahinschreitend umging sie auf einmal die Säulenhalle und der Schatten einer uralten Baniane. Rings umher stand die Vegetation wie ein grüner Wall. Kein Laut weit und breit. Nur ein leises Rauschen in der reinen, sonnigen Luft.

Da wollte der Mann das Mädchen sanft an sich ziehen. Aber sie warf sich stürmisch an seine Brust und schlang die Arme fest um seinen Nacken. Ihre Lippen fanden sich zu einem langen, von Seligkeit durchschauerten Kuß. Als Stella das Schaupt erhob, perlteln große Tränen in ihren Augen. „Mein Geliebter!“, sagte sie innig, „warum hast du mich so lange warten lassen?“

Labenburg drückte sie fester an sich und fröhlich lachend über das blonde Haar. „Ich war dir nahe, seitdem ich dich in Hongkong zuerst erkannte. Und jetzt habe ich die Empfindung, als ob ich dich schon immer besessen. Ja, wirklich, als ob ich auf dich gewartet hätte.“

„Geheimnißvoll war unser Begegnen und unser Werden“, flüsterte Stella, „ich an den Geliebten schmiegend,“ so erkannte mich, ohne mich jemals vorher gesehen zu haben Und hier, der weiße Greis! Hat er uns nicht, wie ein Hellscher, als Mann und Weib angeredet?“

„Wir sind füreinander bestimmt.“ „Ich fühle nur das eine“, sagte Stella, tief aufatmend, „daß ich aufselbst habe, als ein Einzelwesen zu leben. Ich bin ganz dein, du Geliebter Mann.“

10. Kapitel.

Nach drei wie in einem Traum verlebter Tagen schwebten die Liebenden der Zug wie auf Wolken in die Ebene drinnen aufschwanden. Gleichsam in Strömung verfließen, eins über die Schönheit und Liebendwürdigkeit des

andern, saßen sie beieinander und sahen sich in die vor Glück leuchtenden Augen.

„Wie schön du bist, meine Stella!“, sagte Hans, „ich kann mich nicht satt an dir haben.“

„Wenn ich wirklich schön bin, Lieber, und nicht nur die so scheinest, dann möchte ich's noch mehr sein, aber nur zu deiner Freude und für dein Lebensglück. Alles, was ich bin, ist dein. Der ganzen Welt möchte ich's zureufen, daß wir uns gefunden haben.“

„Und doch kommt dann und wann ein Schatten in deine Augen, und es ist, als zögerst du, mir irgend etwas, das du noch auf dem Herzen hast, anzuvertrauen.“

Stella schmiegte sich eng an den Geliebten und suchte seine Hand. „Auch das hast du bemerkt, du kluger Mann? Du weißt nicht nur in den Tiefen des Himmels Bescheid, sondern auch in den verborgenen Gründen des Menschenherzens. Ja, ich will beichten — aber beunruhige dich nicht, es ist nichts, was uns trennen muß.“

„Sprich nur, Liebste, wir wissen ja noch so wenig voneinander. Auch ist es schön, dich sprechen zu hören, deine liebe Stimme klingt mir wie eine Glöde.“

„Höre, Hans, ich habe mit mein Glück mit klüner Hand genommen. Du mußt mir helfen, es festzuhalten, wenn es auch dein Glück ist.“

„Jetzt laß ich dich nicht wieder, und wenn ich auf Tod und Leben um dich kämpfen müßte.“

„Das ist es, Geliebter. Schwere Kämpfe erwarten uns, wenn mich nicht alles trügt. Mein Vater, den ich über alles liebe — denn er verdient es — erwartet als seinen einzigen Schwiegersohn einen Kaufmann. Sein einziger Sohn ist aus unüberwindlicher Neigung Arzt geworden, einst wird das große Handelshaus, das mein Vater aufgebaut hat, in fremde Hände übergeben, wenn ich ihm nicht den Sohn ins Haus bringe, der das Erbe antreten kann.“

„Vieles Mädchen“, sagte Hans scherzend, „das ist keine Personalfrage, sondern eine Zeitfrage, die seinen Schreden enthüllt. Der Konsul wird eben länger im Geschäft ausdauern und auf einen seiner Enkel warten müssen.“

Stella schüttelte den Kopf. „Du bist nicht in einer Kaufmannsfamilie aufgewachsen, Geliebter, deshalb kennst du meinen Vater und seine strenge, herrliche Willensart nicht. Der Mann, der Hunderten gebietet und dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen, ist gewohnt, daß sein Werk auch in der Familie wie ein Werk, dem niemand sich widersetzt, eingemessen wird. Er wird niemals seine Einwilligung geben, wenn ich einen Geliebten, Künstler oder Soldaten als Schwiegersohn ins Haus bringe. Aus den Angehörigen anderer Berufe, pflegt er zu sagen, kann man zur Not noch einen Kaufmann machen, aus jenen nicht. Und ein Kaufmann muß es sein. Ich weiß es, ich werde dich, Liebest, mir nur trotzen können.“

„Und rechnest du gar nicht ein wenig auf mich?“ fragte Labenburg.

„Du mußt im Hintergrunde bleiben, bis der Vater vorbereitet ist“, sagte Stella mit fliegendem Atem, „sonst wird gleich alles verdorben. Niemand darf wissen, daß wir einander lieben und nie voneinander lassen werden.“

Labenburg zog das Mädchen an sich und nahm es in seine starken Arme. Heulrühige dich nicht, süße Stella. Wenn du es willst, soll auch das Gesehene, gleich ein Labenburg nicht gern im Hintergrunde bleibt.“

Stella drückte sich noch fester, gleichsam Schutz suchend, an den Geliebten. „Du weißt ja noch nicht alles“, flüsterte sie. „Es wartet in Hamburg ein Mann auf mich.“

„Wie, ein Mann? Der Anrechte auf dich beist?“

„Erzähle nicht, Liebest, ich will dir alles erklären. Ein Jugendfreund ist es, und wir alle haben ihn gern. Auch ich hab' ihn gern und glaube wohl, als ich schied, ihm zu lieben, aber jetzt bin ich erst aufge wacht, und ich weiß es, daß ich auf der ganzen Welt nur dich allein liebe. Ehe ich dich nicht gehnt, was Liebe ist, ich dich trotz, du mein Geliebter.“

„Wie wäre nicht verlobt, Stella?“

„Nein, o nein. Nicht einmal im ausgesprochenen Eimverständnis. Nie hat er auch nur meine Wangen oder meine Lippen berührt. Ich bringe mich dir, du Geliebter, rein dar an Seele und —“

Labenburg schloß Stella den Mund mit einem Kuß. Dann sagte er ernst: „Der Mann liebt dich?“

„Ja, seit meiner Kindheit. Er heißt nie eine andere geliebt. Und er weiß es nicht anders, als daß ich für ihn bestimmt bin. Mein Vater liebt ihn und betrachtet ihn als seinen Sohn — es ist schrecklich.“

Zufall zu deiner Kenntnis bringt. Jetzt weißt du alles, geliebter Mann, ich arme wieder frei auf. Glaube auch nicht, daß mich die Zukunft sehr unruhigt. Ich bin, wie ich glaube, die echte Tochter meines Vaters, und wie er seinen Willen bestift und gewohnt ist, ihn durchzusetzen, so habe ich auch den meinen und werde mich nicht weniger stark erweisen als er. Nun aber zu dir, Liebest, solltest du mir gar nichts zu beichten haben?“

Die erste Miene des Offiziers ward von Heiterkeit durchleuchtet. „Mein, mein Schöbchen, nichts. Du bist meine erste, große und einzige Liebe, du bist das Weib, das mir bestimmt ward, und auf meiner Seite sehe ich keine Macht in der ganzen Welt, die mir deinen Besitz freitig machen könnte.“

Stella sah den Geliebten mit strahlenden Augen an.

„Ich komme aus einer alten Beamtenfamilie, die seit Menschengedenken in der Altmark angelesen ist. Amsthauptleute, Soldaten und Förster waren meine Vorfahren, und einer der Forstleute, ein Oberjägermeister in der Böhlinger Heide, hat als Freund des Großen Kurfürsten eine politische Rolle gespielt. Der Dreizehnter Familie, dem ich angehöre, hat seitdem den Adel abgelegt — Grund: die Stellung eines meiner Vorfahren in ein Auslande. Dies nebenbei. Mehrere Güter gehören uns, eins davon in der fruchtbaren Wäse, zwischen Elbe und Uchte. Die Altmark ist im allgemeinen sanft, und nur ein Fleck ringt ihrem Boden Frische ab, aber wie Odysseus sage auch ich: Nichts weiß ich Süheres wo, als eigenes Land zu erkennen.“

Die Luft zum Kriegshandwerk muß von meinen Altvordern auf mich gekommen sein, denn schon als kleiner Knirps verlangte ich, Soldat zu werden. Deshalb bin ich auch, obwohl der einzige Sohn meiner Eltern, in der Kadettenanstalt erzogen worden. Du weißt vielleicht nicht, daß diese Knaben, die fern von den Eltern erzogen werden, eine viel tiefere Heimallebe entwickeln als jene, die zu Hause aufwachsen. Du hast schon bemerkt, daß ich den Wissenschaften zuneige. In dieser Neigung wurde ich von meinem Vater unterböt, der selbst so etwas wie ein Gelehrter ist. Ich habe keinen besseren Freund als ihn, er ist der feinste und gütigste Charakter, den ich kenne.“

„Und deine Mutter?“ fragte Stella.

Das Gesicht des Offiziers verklärte sich. „Stella, sagte er, „du wirst erstaunt werden, denn ich geliebt dich schon oft, daß ich nicht nur meine Mutter als Sohn liebe, sondern daß ich in sie verliebt bin.“

„Diese Nebenbuhlerin lasse ich mir gern gefallen“, lachte Stella.

„Sie ist schuld“, fuhr Labenburg fort, „daß ich bis heute den abtöns aus den Frauen vorübergegangen bin, denn keine hielt den Vergleich aus. Sie ist immer noch schön und statlich und ganz von weltlichem Jacthinn und mütterlicher Güte erfüllt.“

„Ich habe immer gehört“, sagte Stella alltlich, „daß Söhne, die ihre Mütter zärtlich lieben, auch gut zu ihren Frauen sind.“

„Und das ist auch ganz wahr, denn ein Sohn, der die Mutter liebt, wird sie in jedem Weibe ehren, nicht nur in dem eigenen. Nun siehst du, Geliebte, daß es für mich nichts als ein Hindernis gibt. Vater und Mutter werden sich in dich verlieben, wenn sie dich erblicken, wie ich es getan habe. Reichthum ist mir schon als Schwiegervater in die Wege gelegt worden, so daß wir unser Leben noch unferen Wünschen gestalten können. Wenn mich das Soldateneinmal nicht mehr freut, was ich mir heute nicht denken kann, oder wenn's dich nicht mehr freut, geben wir auf Reisen, schlagen unser Heim in einer interessanten Großstadt auf oder geben auf eines unserer Güter.“

„Nach allem, was ich höre“, sagte Stella, „habe ich einen guten Geiff getan.“

„Ich werde immer im Bortel sein“, lachte Labenburg und zog die Braut in seine Arme. „Aber nun noch einmal zu dir. Von Vater und Bruder hast du mir erzählt, und auch, wie die Engländer sagen, von dem „andern Burchen“. Nun erzähle mir auch von deiner Mutter. Wird sie deine Wahl billigen?“

„Mit ihr werde ich mich leicht verständigen. Sie liebt mich abtötlich. Auch ist sie ganz ohne die Borurteile, die der Vater hegt. Du weißt, sie ist eine geborene Engländerin, ist in ihrer Jugend draußen in verschiedenen Kolonien gewesen und hat einen weiten Blick mit heimgebracht. Wenn man den Stolz auf das mehrerbesehene Albion abräumt, dann kann man wohl sagen, daß sie im Laufe der Zeit eine deutsche Frau geworden ist, die uns und unser Volkstum versteht. Du wirst sie sicher gern haben, nachdem du sie kennengelernt hast!“

„Du weißt es, daß ich kein Freund Englands sein kann, das uns in unserer Entwicklung hemmt, aber diese Engländerin fange ich jetzt schon an zu lieben“, sagte Labenburg zärtlich, „bist du doch ein Teil von ihr.“

Unter solchen Gesprächen flog die Zeit unmerklich vorüber. Viel zu früh, wie es den beiden Lieblichen schien, tam man in Randby an.

Nur noch wenige Stunden lagen bis zur Abreise aus Geslon vor ihnen.

Am Abend gab die Konsulin ihrem schiedenden Schützling ein großes Abschiedsfest. Alles, was Namen von Klang besah in dem weiten Park, der das Bungalow in der Florow Road umgab. Nach dem Maß fanden die Gäste Sessel auf dem Rasenplatz aufgestellt. Braune Diener trugen den Kaffee hinaus, und die obligaten singhalesischen Zauberkünstler und Schlangenbeschwörer führten ihre Kunst vor.

Richard Bertins, der englische Vetter Stellas, war noch einmal aus seiner Garnison zurückgekommen und ging fast den ganzen Abend nicht von der Seite Hans Labenburgs, dessen Freundschaft er geradezu zu suchen schien.

„Es ist das erste Mal“, sagte er, „daß ich in einem deutschen Offizier einen so liebenswerten und verständigen Kameraden finde.“

Der Oberleutnant wehrte ab. „Dann schämest du dich nicht vielen deutschen Offizieren beugen zu sein.“ „Ich gebe es zu“, erwiderte der Kapitän, „es ist möglich, daß ich mit einer unrichtigen Vorstellung von euch gemacht habe. Zum gegenwärtigen Verhältniß des Volkes würde es viel beitragen, wenn deutsche und englische Offiziere einander häufiger begegneten.“

„Das würde nach meiner Ansicht nicht viel nützen, denn wir sind nur zum Beobachten, nicht zum Politisieren da. Die Regierenden sind es, die zur richtigen Einsicht kommen sollten.“

„Errechen Sie jetzt von Deutschland oder von England?“

Labenburg lächelte. „Von England natürlich. Wir brauchen Ausbreitung, die ihr uns verweigert. Wir brauchen —“

„Deutschland fordert ja aber auch mehr, als England in Hinrkt auf seine eigene Sicherheit zulassen kann. Zu welchem Zweck braucht ihr zum Beispiel eine große Flotte?“

„Da sind wir bei dem richtigen Punkt angelangt, aber auch an dem Punkt, wo ich das Gespräch abbrechen. Daß wir zum Schut unserer Küsten, unserer großen Handelsflotte und unserer Kolonien eine starke Kriegsflotte gebrauchen, ist jedem ganz klar, nur einem Engländer nicht. Und zu meinem Bedauern leben auch Sie an dieser englischen Verstoptheit, mein lieber Kapitän!“

„Sie haben das Gespräch abgebrochen, sonst wäre ich so verstockt gewesen, sogar zu fragen, wozu ihr überhaupt Kolonien braucht, sagte der Kapitän lachend und streckte dem Oberleutnant die Hand entgegen. „Lassen Sie uns Freunde bleiben, lieber Kamerad, was an gegenseitigen Anschauungen in den beiden Nationen vorhanden ist, das schaffen wir beiden doch nicht aus der Welt!“

Von diesen gegenseitigen Anschauungen war allerdings in der aus Deutschen und Engländern gemischten Gesellschaft nichts zu bemerken. Im ungetrübten Heiterkeit flog der Abend dahin. Die Gespräche der Gäste unterkreuzten die ganze Welt. Kein fernes Wetterleuchten veränderte das eben heraufziehende Völkergewitter. Dieser Frieden lag über der Erde. Die Natur wuchs an allen Enden und herzhaf das Herannahen des goldenen Zeitalters.

Spät in der Nacht zerstreuten sich die Gäste, nachdem der deutsche Konsul herrliche Abschiedswoorte gesprochen hatte.

In der nächsten Morgenfrühe neuerete das Schiff, das Hans Labenburg und Stella mitwies in die Heimat entführte, aus dem Hafen von Colombo hinaus.

Von der unablässig rinnenden Zeit und ihrem Fahrzuge in doppelter Bewegung vorwärtsgeraten, zogen sie, wie wir alle, unbekanntem Schicksal entgegen.

(Fortsetzung folgt).

Mitgift 1916. Verbeeren (als er um die Hand der Tochter anhielt): „Und was trügt Ihre Todter unter?“

Walter: „A Ausstattung . . . fünf-tausend Mark und (gemeinnissoll) fünf Kilo Wehl!“

Weschnapp: „Me! Mutter schämt mir so Pfu. Zintem-temper!“

Apotheker: „Woß für ins Feld?“

Wb: „Die Käßt! dabon!“

Marle: „Wahnwärter. Landwirtschmann Lalla raucht eine Liebesabzugesarre. Es läßt auf, daß er sehr oft den Unterland beräst. Endlich fragt ihn ein Kamerad: „Wie heißt die Marke, die Du rauchst?“ Lemia weiß das nicht. „Es wißt wohl Marke Bahndwörter sein“, erklärt der Kamerad. „Wieso?“

„Bei jedem Zug muß er hinaus.“

Der Pa:ri:c:t. A.: „Wie tonntest Du nur diese alte Schachtel heiten?“

W. (dessen Frau sehr reich ist): „Ja, weißt Du, ich wollte eben strengnüssig sein.“

In der Windbichhaus- stellung. — Der kleine Emil (zu seinem Vater, vor einem Prachhofen, der diermal prämiert wurde): „Papa, ob man zu diesem Ochsen „Och“ sagen darf?“